

(Nachdruck verboten.)

57

Das tägliche Brot.

Roman von C. Wiebig.

Um dreiviertel zwei war die Trauung. Frau Reschke hatte auf einer Kirchlichen bestanden; alle feinen Leute machten es so: erst standesamtlich, dann kirchlich. Und dann auch nicht eine Trauung in der Schummerstunde mit Gott weiß was für Volk zusammen, nein, eine für sich ganz allein, am helllichten Mittag; über die paar Mark, die das kostete, kam man wohl auch noch weg. Und das mußte man ja auch rechnen, daß Fridchens Taufe, bei der allgemeinen Taufe um zwei Uhr, gar nichts kostete. Das Kind konnte schon „im Kummel mit abgemacht werden,“ da kam's nicht darauf an; und bequem war es, auf die Weise gleich zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, das lästige zweimal in die Kirche Laufen fiel so weg.

Bald nach eins schon kam die Brautkutsche; Mutter Reschke hatte sie für ihren Artur bestellt. Sämtliche Kinder der Nachbarschaft und auch viele Erwachsene umlagerten das Tor und gafften neugierig, wie das Brautpaar im Fond, Bertha mit Fridchen auf dem Rücksitz Platz nahmen.

Während sie nach der Lutherkirche rollten, sprach Mine kein Wort, auch Artur nicht. Sie sah unentwegt in ihren Schoß; er blickte zum Fenster hinaus und rüdte an dem vom Vater entlehnten Zylinder.

An der Kirche wurden sie von ihren Angehörigen erwartet; Vater Reschke, der zur Vorfeier ein paar Weiße mehr getrunken, war sehr vergnügt, Mutter Reschke dagegen sehr erregt. Ihre Lippen zitterten, als sie die Schwiegertochter von Kopf bis zu Füßen maß — wahrhaftig, sie hätte dem Artur 'ne andere gegönnt! Daß der arme Junge so reinfallen mußte! Sie nahm sofort Berthas Arm und ging mit der auf die Seite.

Frau Bartuschewski war in der Wohnung des jungen Baares zurückgeblieben, um den Kaffee zu kochen; Grete begoß zu Hause im Keller den Schweinebraten. Herr Bartuschewski hielt Artur am Rockknopf und fragte ihn besorgt, ob das Bier auch reichen würde. Elli hatte sich von der Mutter Hand losgemacht und ließ ihre blaue Schärpe und ihr weißes Kleidchen, in dem sie erbärmlich fror, von einem Rudel Gassenkinder bewundern.

So stand Mine ganz allein.

Ihre Augen irrten über den weiten Platz mit den blütenleeren Büschen und den kahlen Bäumen; der Herbstwind spielte mit einem letzten braunen Blatt und segte es wirbelnd in die Gasse.

Mines Blick suchte Fridchen — ach, wenn sie die doch wenigstens auf dem Arm hätte halten dürfen!

Sie war froh, als der Küster ihnen die Sakristei aufschloß. Mit ihnen zugleich traten eine Menge Frauen und Männer ein, kleine verummte und verhängte Bündel tragend, die sich, nachdem innen die Schleier gelüftet, als die der Taufe um zwei gewärtigen Täuslinge entpuppten. Mines gesenkter Blick hob sich unwillkürlich — war wohl ein einziges jener Kinder so hübsch und lieb, wie Fridchen?! Sie verglich im stillen und vergaß sich so ganz dabei, daß sie zusammenstreckte, als der Küster sie am Ärmel zupfte. Mit einer würdevollen Handbewegung wies er auf die Pforte, die aus der Sakristei in den Innenraum führte.

Artur bot ihr den Arm; sie stolperte über ihr Kleid, irgendwo verfang sich ihr Schleier, ihr Herz pochte rasch und setzte dann wieder den Schlag aus; sie genierte sich so.

Von der Höhe dieser Wölbung war sie ganz überwältigt; das war etwas anderes, als die kleine Dorfkirche daheim! Sie fühlte sich erschreckt, bedrückt, gedemütigt unter diesen himmel-

anstrebenden Pfeilern. Durch farbige Fenster fiel gedämpftes Licht. Vor ihre Augen legte sich's wie ein Schleier, undeutlich nur sah sie den bunten Mosaikboden, auf den ihre Füße traten.

Unsicher trat sie zum Altar. Der Geistliche sprach rasch, sie verstand nichts, war er sagte. Ganz fern drang das Draußen der Straße in die kirchliche Stille.

Nichts Mitvertrautes war um sie, nichts Liebbekanntes, alles neu, fremd — alles, alles! Und fremd war auch der Mann an ihrer Seite, ganz fremd! Sie selbst ein losgelöstes Blatt, abgerissen von dem Baum, an dem es bisher gehangen.

Mine fühlte, wie sich ihr Herz zusammensog; heiß stiegen Tränen in ihre Augen — da — ein gelallter Laut in der fremden beängstigenden Weite! Fridchens dünnes, schwaches Stimmchen!

Nein, nicht weinen! Ein Aufleuchten kam in ihren Blick. Sie neigte sich näher gegen die jugendliche Gestalt an ihrer Seite — er war doch der Vater ihres Kindes!

Als der Geistliche ihre Hände zusammensügte, drückte Mine die Hand ihres Mannes mit aller Kraft.

27

Fridchen hatte sich brav gehalten, wenn sie auch in den Schluß der Traurede hinein, laut und deutlich, gesagt hatte: „Mama!“ Bei dem Tausakt schrie sie nicht, wie die anderen unvernünftigen Kinder; aufrecht hatte sie auf Mines Arm gefesselt und aus großen, erstaunten Augen bald auf den Geistlichen, bald auf Kranz und Schleier der Mutter geblickt.

Jetzt saß sie mit am hochzeitlichen Tisch und mampfte an einem großen Stück Kuchen, das sie krampfhaft mit beiden Händchen hielt.

Noch war die Stimmung eine ernsthaftige. „Mau,“ wie Frau Reschke ihrem Tischherrn Bartuschewski zuflüsterte.

Sie selbst hatte rote Augen; im Laufe des letzten Jahres war sie viel weicher geworden — „nerfees,“ wie sie es nannte — in der Kirche hatte sie unaufhörlich Tränen vergossen, die von ihren Wangen auf den hohen Busen des schwarzseidenen Staatskleides niedertropften. Auf dem Weg von der Kirche war sie in Wehmut zerflossen. „Wenn ik so denke,“ sagte sie zu ihrem Gatten, an dessen Arm sie schwer hing, „nu hat der Artur schonst wat Kleenet, — Jotte doch, wie de Zeit verjeht! Wer weeh, wie bald daß man abschieben tut! Reschke, Dir fehlt man nich mehr velle an die Sechzig! Jott, ik sage ja!“ Erst als sie, im Vorübergehen, rasch in ihren Keller hineingeschaut und gefunden, daß Grete den Schweinebraten nicht genügend begossen hatte, verflüchtigte sich ihre Sentimentalität etwas.

Mine war sehr stumm. Sie hatte gleich beim Nachhausekommen Kranz und Schleier ablegen wollen, aber Berta war ihr in den Arm gefallen, und auch die Schwiegermutter hatte energisch protestiert: „Bei Reibe nich runternehmen! Gaste denn jar keene Pietät? Wenn ik bedenke, wat war det for en Momang, als Reschke mich den Kranz aus'n Haar löst!“

Es half Mine nichts, sie mußte im Brautschmuck bleiben, nur den langen Schleier, der überall hängen blieb, durfte sie mit ein paar großen Nadeln aufstecken. Die ungewohnte Frisur machte ihr Kopfschmerzen, der schwere Kranz drückte, die vielen Nadeln ziepten; sie hielt den Kopf ganz steif.

Berta machte sich nützlich. Der Kaffee, den Frau Bartuschewski gekocht, war sofort ausgetrunken worden; die vier kleinen Bartuschewskis, die sich, wenn auch ungebeten, wie selbstverständlich eingefunden, hatten ihm wacker zugesprochen. Da schlug Berta ihr schönes Kleid in die Höhe, daß man ihren gestickten Unterrock, ihre zierlichen Knöchel und blanken Schuhchen bewundern konnte. nahm die Kaffeemühle zwischen die Knie und mahlte geschwind zu einem neuen Aufguß.

Die Männer rissen die Augen auf; selbst der alte Reschke schmunzelte. Bartuschewski wischte sich den Mund und rief

Dann seiner Frau zu: „Donnerwetter, det 's doch en bißken anders als Deine niedergetretenen ollen Latschen!“

Nach dem neuen Aufguck wurde Mutter Reischke gemüthlich. Sie nahm kleine Stüchchen Zucker in den Mund und tat jedesmal einen Schluck dazu. Als Bartuschewski, der in ein Stück Napfkuchen gebissen hatte, plötzlich anfang, zu spucken und zu räsonnieren: „Nanu, wat 's denn da inne?“ lächelte sie schelmisch.

„Zitronat, werter Herr Bartuschewski, von'n allerfeinsten Zitronat ist mank!“

„Oho, so nobel,“ sagte er und aß mit Genuß den in den Kuchen verirrten Häckel.

Bald war von dem Napfkuchen nichts mehr übrig; die Berliner Pfannkuchen, die es nebenbei gab, waren noch besser gerührt. Ein Glück, daß gegen sechs Uhr Grete erschien, in Begleitung eines Dienstmanns. Dem hohen Gemüsekorb, den dieser schleppte, entstiegen ein wahrhaft mächtiger Schweinebraten, ein paar Schüsseln voll Backpflaumen und Heringsalat, ganze Schöber von Käsestullen und eine Suppenterrine voll Kollmöpfe. „Die stellt man beiseite for später,“ sagte Mutter Reischke, die das Auspacken dirigierte.

Das roch ja famos! Die kleinen Bartuschewskis erhoben ein Freudengeheul; sie hatten schon längst ihre Mutter am Kleide gezerrt: „Mutta, hab Hungal Hunga, Nutta!“

„Unausstehliche Bälge,“ dachte Berta, „die könnten mir gefallen!“ Laut sagte sie: „Allerliebste Kinder, Herr Bartuschewski!“

„Keens so allerliebste wie Sie, Fräulein!“ Herr Bartuschewski machte ihr galant einen Diener.

Sie lächelte und wechselte rasch mit Artur einen Blick — der war doch noch der feinste, der paßte, ebenso wie sie, nicht recht hierher! Artur nahm diesen Blick für eine Aufforderung.

Und nun erschöpften sich die beiden Ehemänner in Artigkeiten gegen die junge Dame; sie suchten einander den Rang abzulaufen in oftmals recht gewagten Komplimenten und Scherzen.

Elfi war ganz nah herangekommen und lauschte dieser Unterhaltung mit gierig glänzenden Augen; sie sog förmlich jedes Wort ein.

Frau Bartuschewski hörte gar nicht auf das, was ihr Mann da schwatzte, sie hatte genug zu tun, um die Kinder vollzustopfen; selbst das kleinste stellte seinen Mann. Es war auf ihren Schoß gekrochen, patzte mit den Händchen auf den Tisch und schrie sich fast heiser: „Meh—a, meh—a!“

Es schmeckte allen; der Kaffee mit Kuchen war nur ein appetitanreizendes Vorkäppchen gewesen, in Aussicht auf das Hochzeitsmahl hatten heute alle gehungert.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Paria.

Von Eugen Tschirlow.

V.

Der Frühling war endlich da . . . Auf dem großen Hof des Krankenhauses wuchsen Silberpappeln und Weiden, dicht unter den Fenstern der Krankensäle Azazien und Hollundersträucher. Alles grünte und duftete . . .

Der Hof war gleichzeitig Garten. Zahlreiche, mit gelbem Kies bestreute Wege schlängelten sich durch das dichte, grüne Gras und verloren sich in Bosketts, wo jetzt freilich nur erst Aeste und Zweige sichtbar waren.

Von den Fenstern des Krankensaales Nr. 2 eröffnete sich ein wunderbares Panorama: in der Ferne zeigte sich im bläulichen Dunst der warmen Frühlingluft die Stadt mit ihren, in der Sonne funkelnden Kirchluppeln. In schwarzen, langen Bändern zog sich am blauen Himmel der Rauch aus den hohen Fabrikfornsteinen. . . Und unten — der Garten mit den weißen Azazien, den gelben Beegen, den grünen Nasenstreifen und den fröhlich zwitschernden Vögeln. . .

Mitka war genesen und konnte schon im langen Anstaltsrock aus Klaugestreiftem Drillich vom Bett zum Fenster und wieder zurückgehen. Er konnte sehen, wie schön es draußen war, wie die Blätter der Bäume und das junge Gras grünt, wie auf den Zweigen der Azazien die lustig zwitschernden Spazierhüpfen.

Zunächst wurde Mitka freilich leicht müde; darum mußte er noch den größten Teil des Tages im Bett zubringen. Im Liegen suchte er die Sonnenstrahlen zu ergötzen, welche auf den Wänden und an der Decke zitterten und tanzten. Diese Sonnenstrahlen versetzten Mitka stets in ein ganz besonderes Entzücken. . . Mit

den mageren Händchen versuchte er sie zu greifen, wenn sie im Vorbeihuschen über ihn auf die Wand sprangen. Aber die Sonnenstrahlen ließen sich niemals greifen, und Mitka lächelte das schwache Lächeln des genesenen Kindes.

Das Leben feierte seinen Sieg in diesem abgekehrten, entkräfteten Körperchen, und eine unverständliche, alles umfangende Freude, eine süße Furcht ergriffen Mitka, wenn er unter der Decke vorsichtig die Beinchen zu bewegen begann. . . So leicht, so angenehm! Mitka schließt die Augen und gibt sich ganz dem Eindruck von etwas Starkem, Hohem, Unverständlichem hin. . . Er kennt keine Sorge, hat nichts zu tun. . .

Nur ein Umstand ärgerte Mitka und trübte sein Glück: sein Appetit nahm mit erschreckender Geschwindigkeit zu, aber zu essen gab man ihm nur sehr, sehr wenig — dreimal täglich je ein Töpfchen Milch, weiter nichts.

„Gib wenigstens ein Stüchgen Brot!“ bat er täglich die Schwestern.

„Darf nicht. . . Schädlich. . .“

„Aber ich sterbe ja vor Hunger!“

„Wirft nicht sterben.“

„Wenn Du mir wenigstens eine Salzgurke geben möchtest.“

„Darf nicht. . . Schädlich. . .“

„Du immer mit Deinem — Schädlich! . . .“

VI.

Gegen Ende Mai hatte Mitka sich soweit erholt, daß er im Korridor spazieren gehen durfte. Gleichzeitig setzte man ihn an den „allgemeinen Tisch“, wo die Konvalaleszenten Mittag und Abendbrot aßen.

Am „allgemeinen Tisch“ bekam er einen Teller Suppe und einen Napf bider Milchgrütze, an Feiertagen statt der Grütze sogar ein Kotelett.

Als Abendbrot wurden die Reste der Mittagssuppe vorgelegt, welche man, um das Volumen zu vergrößern, durch reichlichen Wasserzusatz verdünnt hatte. Weißbrot lag in großen Stücken auf einem Teller, von dem jeder nach Belieben nehmen durfte. Freilich gab der Wärter Zwan, der bei den Mahlzeiten auf Ordnung sah, gut acht, daß niemand zu viel nahm.

„He, Du! . . . An der Ecke! Das ist schon Dein viertes Stück!“

Und der Kranke an der Ecke zog die ausgestreckte Hand zurück, während er verlegen murmelte:

„Wirklich schon das vierte. . . ?! Ich wußte gar nicht. . .“

Aber Mitka, als der jüngste an der Tafel, durfte nach Herzenslust einhauen, ohne irgendwo auf Widerstand zu stoßen, weder bei Onkel Zwan noch bei den erwachsenen Kranken. Einige der letzteren teilten sogar ihre Suppe mit Mitka, indem sie ihm in seinen leergewordenen Teller ein paar Löffel von ihrem Essen hineinschöpften.

„Pflieg' Dich, Jungchen! Wie mager Du bist! Nur Haut und Knochen. . .“

Und Mitka „pflegte sich“. . .

Das war für ihn eine Periode wirklich ungetrübter Glückseligkeit. . . Einmal in jeder Woche, am Sonnabend, schickte man Mitka in die Badstube, welche sich am Ende des Hauptkorridors befand. Mitka liebte es, im warmen Wasser zu plätschern, und bat Onkel Zwan stets, ihn erst zuletzt zu rufen, wenn alle gebadet hatten — damit er länger in der Wanne bleiben durfte.

Onkel Zwan war ein herzenguter Bauer.

„Na, Mitka, jetzt marsch in die Wanne! Alle sind schon fertig! . . . Hier, nimm frische Wäsche. . .“, sagte er, als er sich am Sonnabendabend im Krankensaal zeigte.

Mitka sprang froh vom Fensterbrett herab, auf dem er wie ein Vogel auf dem Zweige zu sitzen pflegte, und lief, die reine Wäsche schwingend, hastig in die Badstube.

„Langsam, Du Wildfang! Wirft Dir noch den Kopf einrennen!“ schalt Onkel Zwan hinter ihm.

Onkel Zwan drehte beide Hähne — den für warmes und den für kaltes Wasser — gleichzeitig auf, warf das Badethermometer in die Wanne und setzte sich auf den Stuhl am Fenster. Mitka zog geschwind Rock und Hemd aus und wartete nackt, bis das Bad fertig war.

Dann begann Onkel Zwan gewöhnlich mit dem Knaben zu philosophieren.

„Mager bist Du doch aber, Mitka! Sieh bloß mal — Deine Hast Du gerade wie eine Ziege!“ . . .

„Schadet nichts. . .“

„Wie denn — schadet nichts? Gesundheit ist doch die Hauptsache? . . . Wie alt bist Du eigentlich?“

„Beiß nicht. . . Ich denke, neun. . .“

„Neun und siehst aus wie ein Fünfjähriger. . . Hast Du keinen Vater? keine Mutter? Bist Du ganz allein?“

„Ganz allein. . .“

„Aber Du erinnerst Dich doch Deines Vaters?“

„Was?“

„Na, Deines Vaters erinnerst Du Dich doch?“

„Nein. . . habe keinen Vater gehabt!“ . . .

Onkel Zwan schmunzelte gutmütig-mitleidig. „Keinen Vater gehabt! . . . Was Du sagst! . . . Du Dummenchen! . . . Kann man denn ohne Vater. . . ? Wirft schon 'nen Vater gehabt haben, es war bloß kein Vater, sondern wollen

5]

mal sagen . . . ein Schweinehund ! . . . Wo hat denn Deine Mutter gelebt? War sie irgendwo im Dienst?"

"Im Asyl lebten wir beide."
"Jedenfalls so irgend eine Bagabundin . . ." dachte Onkel Jwan laut und seufzte tief. "So! Das Bad ist fertig. . . Jetzt marsch hinein!" sagte er, die Hähne schließend und sich wieder ans Fenster legend.

Und Mitka steigt in die Wanne und beginnt zu plätschern. . . Bald setzt er sich auf, bald legt er sich hin, bald streckt er die Beine lang aus, bald schlägt er mit der flachen Hand aufs Wasser.

"Spritz' nicht so! Lieg' still!" brummt gutmütig Onkel Jwan. Aber Mitka hört nicht auf die brummigen Bemerkungen des guten Onkels Jwan.

"Ist Deine Mutter schon lange tot?" beginnt der Wärter nach kurzer Pause von neuem.

"Lange schon . . . seit dem Herbst," antwortet Mitka, beide Hände in die Höhe hebend.

"War sie lange krank? Woran ist sie gestorben?"

"An Streichhölzchen . . . hat Streichhölzchen gegessen. . . Man hat sie ausgeweidet. . ."

"Ei, ei, solch eine Sünde! Herr, mein Gott!" flüstert Onkel Jwan und beginnt nachzudenken.

Im Herbst hat man in der Tat ein Weib ins Leichenhaus gebracht, man hat sie in der Tat sezirt und Phosphorvergiftung als Todesursache festgestellt. . . Das ist gewiß Mitka's Mutter gewesen. . . Vielleicht auch nicht? Wer kann wissen? . . . Viele Weiber vergiften sich ja mit Streichhölzchen und viele werden sezirt. . . schließt er seine Betrachtungen.

In Glückseligkeit schwimmend, interessiert sich Mitka jetzt nicht mehr im mindesten für seine Herkunft und seine Vergangenheit; er hatte schon längst aufgehört, an Maminka und Terebilowka zu denken. Auch an den tauben und blinden Großvater dachte er nicht mehr — der gute Onkel Jwan ersetzte ihm den Großvater vollständig.

Uebrigens wurde Mitka nicht allein von Onkel Jwan verwöhnt und verhätschelt. An den Donnerstagen kamen häufig Leute, ihre Verwandten und Bekannten im Krankenhaus zu besuchen. Einer der Besucherinnen fiel die komische Figur Mitkas, der in einem viel zu langen Anstaltsrod spazieren ging, auf, und sie knüpfte eine Unterhaltung mit ihm an.

"Hast Du aber einen langen Rod! Der legt ja am Boden wie eine Schleppe. . ."

"War kein kürzerer da . . . Sind hier alle so . . ."

"Wem gehörst Du?"

"Keinem."

"Wieso?"

"So! . . ."

"Wist Waise?"

"Na, was denn sonst?" brummte Mitka milrrißig, die Dame anlogend.

"Wer besucht Dich hier? Keiner? Du Aermster! . . . Na, da hast Du was zu naschen! . . . Nimm! . . ."

Mitka ließ sich nicht lange bitten, im Gegenteil: er näherte sich rasch der Dame und riß ihr den dargereichten Kuchen und eine Apfelsine einfach aus der Hand. Dann lief er, ohne auch nur ein Wort des Dankes zu sagen, eiligst davon, indem er die Apfelsine in die Tasche und den Kuchen in den Mund steckte.

"Warte doch! Wohin so eilig?"

Aber Mitka fürchtete augenscheinlich, die Dame könnte sich eines Besseren besonnen haben und ihre Gaben zurückfordern wollen, denn er beschleunigte seine Schritte und drehte sich nicht einmal nach der freundlichen Spenderin um. . .

Mitka folgerte, die Dame müsse gut sein, deshalb ging er von nun ab jeden Donnerstag während der Besuchsstunde im Korridor spazieren und wartete auf die Dame. . . Und nie vergebens: sie kam und brachte ihm jedesmal irgend einen Lederbissen mit.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Arbeiter und die Stenographie.

Heutzutage berkennt keiner, der mit der Zeit fortgeschritten ist, die große Bedeutung der Stenographie für unser gesamtes Kulturleben. Nachdem sich die Stenographie zuerst in die Parlamente Eingang verschafft hatte, hat sie sich mit der Zeit auch die Gerichtssäle, die Bureaus und kaufmännischen Kontore erobert und heute zählen die, welche die Redezeichenkunst ausüben, nach Hunderttausenden. Waren es zunächst Richterstatter und Journalisten, dann Beamte und kaufmännische Angestellte, die die Stenographie in ihrem Beruf anwendeten, so wurde die Kenntnis der Stenographie allmählich für immer weitere Kreise nützlich und notwendig. Für den politisch und gewerkschaftlich tätigen Arbeiter ist es ohne Zweifel von großem Vorteil, wenn er sich in den Versammlungen usw. der Stenographie bedienen kann, und deshalb sind auch die Bemühungen der verschiedensten Systemvereine, der Stenographie auch in Arbeiterkreisen Eingang zu verschaffen, stets von dem Erfolg begleitet gewesen, daß sich verhältnismäßig viele Arbeiter bereit fanden, einen Kursus zur Erlernung der Stenographie durchzumachen.

Man könnte dies im Interesse einer möglichst starken und schnellen Verbreitung der edlen Redezeichenkunst begriffen, aber leider liegen die Dinge nicht so, daß man sich über diese Entwidlung einer ungemischten Freude hingeben kann. Die Erlernung der Stenographie setzt in erster Linie die Beherrschung der deutschen Sprache in Wort und Schrift und dann eine gewisse Schreibgewandtheit voraus; sie bedingt ferner, soll der Schüler die Stenographie später wirklich praktisch anwenden können, stetige, möglichst tägliche Übung, und dann erfordert sie eine zähe Ausdauer. Welche von diesen Bedingungen treffen nun auf den gewerblichen oder industriellen Handarbeiter zu? Die Ausdauer wird man dem, der unermülich mitwirkt in dem großen proletarischen Emanzipationskampfe, nicht absprechen können, aber wie steht es mit den anderen hier angeführten Erfordernissen? Unsere preußisch-deutschen Volksschulen vermitteln nur wenigen, besonders begabten Schülern die völlige Beherrschung der deutschen Sprache; es sind keine zehn Prozent, die nach Beendigung ihrer Schulzeit richtig deutsch sprechen und schreiben können. Wäre Deutschland in seinen Schulverhältnissen nicht so rückständig, würde den Kindern ein richtiges Deutsch gelehrt, so könnte schon den Kindern in der Schule Stenographie beigebracht werden! Dann würde die Stenographie in einem Menschenalter Gemeingut des Volkes werden, was einen unermesslichen Kulturfortschritt bedeutete. Heute müssen wir uns aber mit der traurigen Tatsache abfinden, daß ein großer Prozentsatz der Arbeiter die deutsche Schriftsprache nicht soweit beherrscht, daß er Aussicht hätte, die Stenographie gründlich zu erlernen. Wer diesen Arbeitern die Erlernung der Stenographie empfiehlt, handelt nicht in deren Interesse, denn nur in seltenen Fällen werden sie es zu einer wirklichen Beherrschung der Stenographie bringen. Und die Zeit, die mit dem unvollkommenen Erlernen der Stenographie zugebracht wird, wäre weit besser mit Übungen im deutschen Aufsatz ausgefüllt!

Rum die Schreibgewandtheit! Von einem Arbeiter, der zehn Stunden oder noch länger schwere körperliche Arbeit verrichtet und der nach seiner Schulzeit selten eine Feder in die Hand bekommt, kann man nicht erwarten, daß er in angemessener Zeit zu einer wirklichen Schreibgeschwindigkeit kommt. Bei den vielen Verpflichtungen, die ihm sein Beruf sowie seine Betätigung im wirtschaftlichen und politischen Kampfe der Arbeiterklasse auferlegen, wird er auch häufig nicht die nötige Zeit haben, sich in der Stenographie auszubilden. Eine bis zwei Stunden täglicher Übung ist für den, der vorwärts kommen will, unbedingt erforderlich.

Wenn man also im Interesse der Arbeiterklasse auch eine möglichst starke Verbreitung der Stenographie unter den Arbeitern wünschen mag, so muß man doch vor einem allzu großen Optimismus warnen. Die Laien denken vielfach, man brauche nur den Kursus durchzunehmen, um Reden nachschreiben zu können. Das ist ein großer Irrtum. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß der größte Teil derjenigen, die — oft mit den besten Vorlesungen — an die Erlernung der Stenographie gingen, schon nach kurzer Zeit entmutigt die Plünte ins Korn warfen und Stenographie Stenographie sein ließen. Es scheint nicht zu viel gesagt zu sein, wenn behauptet wird, daß unter hundert Stenographie-Schülern nicht mehr als zehn sind, die es zu einer wirklich brauchbaren Fertigkeit bringen. Da rühmen sich die verschiedenen Systemvereine ihrer großen Mitglieder- und Schülerzahl, aber wenn man einmal eine Statistik aufstellen würde, wie viele von diesen Stenographiebesitzenden auch nur 150 Silben in der Minute sicher und korrekt zu schreiben imstande sind — da würde ein sehr trauriges Resultat herauskommen. "Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt", der Satz hat hier seine vollste Berechtigung. Kann man demnach die Erlernung der Stenographie nicht allen Arbeitern unterschiedslos empfehlen, so mag andernfalls gesagt werden, daß allerdings ein Arbeiter, der durch Fleiß und Ausdauer es trotz ungünstiger Verhältnisse zur vollkommenen Beherrschung der Stenographie bringt, das höchste Lob verdient und auch in der Ausübung seiner Kunst innere Befriedigung empfinden wird.

Rum noch einige Worte zum Systemstreit. Die leidige Zersplitterung in der deutschen Stenographie hat ihrer Ausbreitung ungeheuer geschadet. Während sich das älteste System, das des Erfinders der deutschen Stenographie, Gabelsberger, die meisten Anhänger erworben hat und auch die Stolz-Schreibische Schule ihre Anhängerzahl nach vielen Tausenden zählt, gibt es noch unzählige Systeme, die es trotz aller Agitation nur auf eine verhältnismäßig geringe Anhänger- und Schülerzahl gebracht haben. All diese Systeme befehlen sich in der schärfsten Weise mit einer Energie, die einer besseren Sache würdig wäre. Es wäre entschieden nützlich, wenn die Kraft, die jetzt bei dem unsinnigen Systemkampf verzettelt wird, auf die allgemeine Propaganda für die Stenographie verwandt würde. Nun ist es charakteristisch, daß man die Arbeiter z. B. nicht für das schwerer zu erlernende, dafür aber auch leistungsfähigere System Gabelsberger zu gewinnen sucht, sondern meistens für Systeme, die sehr leicht zu erlernen sind, aber die Mehrzahl ihrer Schüler nur zu einer recht mangelhaften Schreibgeschwindigkeit befähigen. Das möge man sich vor Augen halten, wenn man die Stenographie erlernen will, daß nicht die leichte Erlernbarkeit über den Wert eines Systems entscheidet. Es ist doch ganz natürlich, daß ein System, welches viele sinnreiche kürzende Zeichen und Regeln hat, nicht so schnell zu erlernen ist wie ein anderes,

dessen Einfachheit neben der leichten Erlernbarkeit leider auch eine geringe Leistungsfähigkeit mit sich bringt. Schließlich leuchtet es ohne weiteres ein, daß es am vorteilhaftesten ist, ein weit verbreitetes System zu erlernen. Man sollte in der Propaganda für die Stenographie nicht nach dem Grundsatz handeln, daß das Schlechteste für den Arbeiter gerade gut genug ist, sondern der Arbeiter, der stenographieren lernen will, sollte ein System wählen, das ihm auch die Möglichkeit gibt, sich zum Rednerstenographen auszubilden.

W-1-a.

Geruch und Geschmack.*)

Wie der Geruch, so ist auch der Geschmack ein chemischer Sinn, der unserem Bewußtsein gewisse Eigentümlichkeiten der Stoffe näherbringt, welche mit diesen ungetrennlich sind. Wie die Organe dieses Sinnes haben auch die auf der Zunge befindlichen Organe des Geschmacks an den Eingangspforten unserer Nahrung und Atemluft Posten gefaßt und warnen uns durch unangenehme Empfindungen, die sie vermitteln, vor der Aufnahme schädlicher Stoffe, wie sie andererseits auch zum Genuße der nützlichen ermuntern. Auch der gute Geschmack unserer Speisen trägt viel zu ihrer besseren Verwertung bei, indem er im Verein mit dem Geruch und dem bloßen Anblick die rechtzeitige Vereitung der Verdauungssäfte anregt.

Geruch und Geschmack sind einander so nahe verwandt, daß wir uns im täglichen Leben sehr oft gar nicht darüber klar werden, mit welchem der beiden Sinne wir eine Substanz verspüren, und auch der Sprachgebrauch verwechselt vielfach die beiden Empfindungsarten, ja sogar die wissenschaftliche Untersuchung hat in manchen Fällen noch nicht einwandfrei zu entscheiden vermocht, welche Art von Reizen eigentlich vorliegt. Im allgemeinen gilt es ja freilich, daß die Riechstoffe flüchtig und oft auch nicht löslich sind, die Schmeckstoffe dagegen löslich und bei gewöhnlicher Temperatur nicht flüchtig, doch gibt es auch unter den letzteren viele, die besonders in gasförmigem Zustande wahrgenommen werden, wodurch wir feils der Täuschung verfallen, eine Geruchsempfindung zu verspüren. Zu den Stoffen, die wir gewöhnlich durch den Geruch wahrzunehmen glauben, während wir sie tatsächlich indirekt schmecken, indem wir ihre Dämpfe durch die Nase aufnehmen, scheint beispielsweise das Chloroform zu gehören, das ebenso wie der Schwefeläther von solchen Menschen, die das Geruchsvermögen beiderseits völlig verloren haben, noch wahrgenommen, und zwar als Geschmack empfunden wird. Von manchen Forschern wird allerdings die Wahrnehmung der beiden genannten Stoffe noch jetzt auf Geruchsempfindungen zurückgeführt.

Das Aroma von Speisen und Getränken nehmen wir lediglich mit dem Geruchssinn wahr, und so beruhen die staunenswerten Leistungen mancher Personen, die verschiedene Wein- und Tabaksorten genau nach Jahrgang, Herkunft und Masse abzuschätzen wissen oder wie die chinesischen Teeprüfer die Ware nach den feinen Abstufungen ihrer Empfindungen in ihrem Werte bestimmen, zum großen Teile auf der Übung und Schärfung ihres Geruchssinnes und nicht der des Geschmacks. Auch der Anblick hat oft einen höchst bedeutenden Einfluß, wo wir glauben, allein mit dem Geschmack zu empfinden, wie die bekannten Erfahrungen lehren, daß die meisten Menschen bei geschlossenen Augen nicht Rot- und Weißwein zu unterscheiden vermögen, und daß man im Dunteln oft nicht weiß, ob die Zigarre oder Pfeife noch brennt.

Endlich sind die Empfindungen des Geschmacks sinnes oft mit solchen des Tastsinnes vergesellschaftet, wie es auch der Sprachgebrauch schon andeutet; denn als einen scharfen oder herben Geschmack pflegen wir ja solche zu bezeichnen, die auf der Zunge zugleich ein ähndendes oder zusammenziehendes Gefühl hervorzubringen.

Was wir als süße, saure oder bittere Gerüche bezeichnen, sind wiederum lediglich Geschmacksempfindungen, wie ihre Wahrnehmung bei völligem Verluste des Riechvermögens beweist. Die Zustände des Verlustes des einen oder anderen der beiden Sinne eignen sich überhaupt besonders zur Entscheidung der Frage nach dem eigentlichen Charakter der Empfindung. Es gibt auch Menschen, die nur einige bestimmte Geschmacksqualitäten nicht wahrzunehmen vermögen, ähnlich wie wir beim Gehörsinn die Tonluden und bei dem Geruche die analogen Erscheinungen kennen gelernt haben. Man kann auch die Empfindlichkeit des Geschmacks sinnes herabsetzen oder ganz aufheben; beispielsweise zerstört eine Einreibung der Zunge mit Tablettin, die den wirksamen Stoff gewisser Pflanzenblätter, die Ohnmesäure, enthalten, die Empfindlichkeit für die gewöhnlichen Süßstoffe, während Chloroform auch dann noch deutlich geschmeckt wird. In ähnlicher Weise vernichtet Kokain die Geschmacksempfindungen für süß und bitter.

Wie bei den Riechstoffen hat man auch für die Schmeckstoffe versucht, die von ihnen hervorgerufenen verschiedenen Empfindungsqualitäten, von welchen hauptsächlich süß, sauer, bitter und salzig

unterschieden werden, auf die chemische Zusammensetzung der Stoffe zurückzuführen, doch auch hier sind die Forscher noch nicht zu einer mit der chemischen Unterscheidung übereinstimmenden Einteilung gelangt. Die Erfahrung, daß beispielsweise Süßstoffe in ganz verschiedenen Gruppen chemischer Verbindungen vorkommen, hat auch lange davon abgesehen, die chemische Art der Stoffe als maßgebend für ihren Geschmack zu betrachten, doch wurde dann auch wieder geltend gemacht, daß jeder dieser chemisch voneinander ganz verschiedenen Süßstoffe, wie das Saccharin, das neutrale essigsaure Natrium und das Chloroform, nur Glieder verschiedener größerer Gruppen von Süßmitteln sind. Für eine chemische Einteilung der Geschmacksqualitäten läßt sich auch die Tatsache verwenden, daß viele Säuren, ebenso Alkalien und Salze, entsprechend ihrem chemischen Charakter durch ihren sauren, laugenhaften und salzigen Geschmack ausgezeichnet sind, und neuere Untersuchungen haben Sternberg und andere Forscher schon einen wesentlichen Schritt weitergeführt in der Erklärung des Geschmacks aus dem chemischen Bau der Stoffe.

Besondere Aufmerksamkeit ist auch der merkwürdigen Erscheinung gewidmet worden, daß viele Substanzen auf verschiedenen Stellen der Zunge verschiedene Geschmacksempfindungen auslösen, wie es beispielsweise bei dem Bromsaccharin der Fall ist, das auf der Basis der Zunge bitter, auf der Spitze dagegen süß schmeckt, oder bei einer fünfprozentigen Magnesiumsulfatlösung, die auf der Zungenspitze als schwach süß, dann sauer, am Rande sauer und bitter und an der Basis rein bitter empfunden wird. Dabei genügt oft nicht die einfache Verührung der Zunge mit dem Geschmacksstoff, und die Empfindung tritt viel stärker ein, wenn die Zunge gegen den Gaumen bewegt wird, wie wir es ja auch beim Abschmecken oder Kosten einer geringen Menge von einer Speise oder Flüssigkeit ausführen, indem wir dadurch die Substanz verreiben und verbreiten.

Kleines feuilleton.

Die Ursachen der Taubstummheit. Neue Einblicke in die Entstehung der Taubstummheit gewährt der Bericht über die fortlaufende Statistik der Taubstummen im Deutschen Reich während der Jahre 1902—1905. Diese fortlaufende statistische Aufnahme, die vom Bundesrat angeordnet wurde, betrifft den Eintritt in das schulpflichtige Alter der Vollstinnigen, sowie die Zählung der in die Taubstummenanstalten aufgenommenen Kinder. Die Zählungen erstreckten sich auf 7487 Kinder, von diesen stammten 56 Proz. aus Landgemeinden, 29,6 Proz. aus mittelgroßen Gemeinden und 13,9 Proz. aus Großstädten. Das männliche Geschlecht ist unter den Taubstummen stärker vertreten wie das weibliche. Die Hälfte der Kinder ist von Geburt an taubstumm, die andere Hälfte hat das Gebrechen erst während des Verlaufs der Krankheit erworben, meist im ersten und zweiten Lebensjahr. Während bei den christlichen Kindern die Taubstummheit ungefähr zur gleichen Hälfte angeboren und erworben ist, ist bei den jüdischen Zöglingen das Gebrechen in nicht weniger wie 77 Proz. angeboren und nur in 22 Proz. erworben. Die Ursache des häufigen Vorkommens der angeborenen Taubstummheit bei den Juden ist in der Häufigkeit der Blutsverwandtenehen zu suchen. Die angeborenen taubstummen Anstaltspfleglinge entstammen zum größten Teil sehr kinderreichen Familien, sie sind relativ am häufigsten Erstgeborene oder Spätlinge. Bei 6 Proz. der taubstummen Kinder ließ sich ermitteln, daß die Eltern miteinander blutsverwandt waren, während in Preußen die blutsverwandten Ehen nur 0,8 Proz. sämtlicher Ehen ausmachen. Die Erblichkeit spielt eine große Rolle, denn in 21,7 Proz. der Fälle war bei den Angehörigen der Zöglinge Taubheit, Taubstummheit oder hochgradige Schwerhörigkeit nachzuweisen. Die meisten Kinder sind körperlich und geistig gut entwickelt, nur bei 13 Proz. ist dies nicht der Fall. Die am häufigsten bei ihnen beobachteten Krankheiten sind Trophulose, Störungen des Sehvermögens, Englische Krankheit, Schwachsinn und Mißbildungen des Schädels. Was die Ursache der erworbenen Taubstummheit anlangt, so war die Hauptveranlasserin die Hirnhautentzündung, welche bei 20 Proz. vorausgegangen war, in 13 Proz. waren andere Gehirnkrankheiten schuld, in 15 Proz. Scharlach, in 9 Proz. epidemische Genickstarre, in 6 Proz. Masern, in je 6 Proz. Ohrenleiden und Kopfverletzungen, demnach sind es weniger selbständige Ohrenleiden, welche die Taubstummheit verursachen, als Gehirnleiden und Infektionskrankheiten. In Süddeutschland und Westdeutschland sind die Gehirnkrankheiten besonders häufig die Ursache der Taubstummheit gewesen. Von den Vermutungen, die in der Neuzeit auf die Bekämpfung und namentlich auf die Verhütung der Infektionskrankheiten gerichtet sind, ist eine Verminderung der Taubstummheit zu erhoffen. In den wichtigsten Fällen war die notwendige Spezialbehandlung des Ohrenleidens eingeleitet oder gründlich durchgeführt worden, in vielen Fällen wäre durch eine solche die Verhütung der Taubstummheit möglich gewesen. Die Untersuchung der Anstaltszöglinge ergab, daß 44 Proz. von ihnen völlig gehörlos waren. Unbestimmtes Schallgehör oder ausschließlich Longehör hatten noch 1,4 und 7,9 Proz. der Zöglinge, die höheren Grade von Hörvermögen finden sich relativ häufiger bei den von Geburt an Tauben als bei den Taubgeborenen.

* Aus dem soeben erschienenen Buche „Unsere Sinnesorgane“ von Privatdozent Dr. E. Mangold. (Wissenschaft und Bildung Bd. 26.) In Originalband 1,25 M. Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.